



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Zwei Seelen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gängern und Nachfolgern verschonte er auch die Lutheraner, die sonst in dieser Beziehung immer Stiefkinder der preussischen Toleranz gewesen sind, mit eigenmächtigen Änderungen im Ritus; Friedrich Wilhelm der Erste hatte solche in der Absicht, den Unterschied der beiden protestantischen Kirchen auszugleichen, befohlen; unbedenklich erlaubte Friedrich den Lutheranern auf ihre Bitte wieder die sogenannten „Mittelbänge“ (z. B. das Singen am Altar in der Liturgie, Lichter beim Abendmahl und ähnliches). Den Katholiken gegenüber hielt der König peinlich genau die Bestimmungen des Breslauer Friedens, wonach der katholischen Kirche in Schlesien der volle Besitzstand an Gebäuden und nutzbaren Rechten gewahrt blieb. Sie behielten die Kirchen, die sie ehemals den Protestanten genommen hatten, sogar in Orten, wo Pfarrer und Sakristan die einzigen Katholiken waren. In Berlin aber regte der König selbst den Bau einer würdigen katholischen Kirche an; so entstand die Hedwigskirche, ein stattlicher Kuppelbau, zu dem der König reichlich Geld beisteuerte. So hatten sich die Dinge und Menschen in Deutschland gegenüber den Zeiten der Gegenreformation geändert, wo der berühmte Satz: cuius regio, eius religio, galt.

(Schluß folgt)



Zwei Seelen



Es wäre eine anziehende Aufgabe, psychologisch und historisch wägend der Namenwahl in Leben und Dichtung nachzugehen. Warum nennen Eltern ein Kind so und nicht anders? Und warum nennt der Dichter das Werk seiner Seele, die Gestalt seiner Phantasie mit diesem Namen und nicht mit jenem? Warum vollends kehren bestimmte Namen immer wieder und heften sich, Glück, Unheil oder Eigentümlichkeit leitend, an die Sohlen immer neuer Träger? — Wer das Buch einmal schreibt, wird vielleicht das längste Kapitel dem Namen Heinrich widmen müssen. Da werden sie einherschreiten, die deutschen Könige, von dem, der am Vogelherd die hohe Berufung erhalten haben soll, bis zu dem—thesten Verkörperer hohenzollernischer Sehnsucht. Heinrich von Navarra und die lange Reihe der englischen Heinrichs rücken an, jeder eine besondere Gestalt, viele eines Dichters wert, und unsterblich, die ihn wirklich fanden. Die Romantik lockt und webt um Heinrich den Seefahrer und um den Bruder des großen Preussenkönigs, den Prinzen, dessen Gestalt heute noch ein ebenso eigenartiges Hell- und Dunkel umgibt wie den großen Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen.

Hat die Ungewöhnlichkeit, die Größe und die Seltsamkeit so vieler Namens-träger die Dichter und vor ihnen die namenlosen Säger der Sagen gereizt, immer wieder für die Gestalten den Namen Heinrich zu wählen, denen sie Besondere einzuheimlichen gedachten? Oder warum sonst finden wir in Herrn Hartmanns Gedicht so gut wie in der Tannhäuser-Sage diesen Namen,

finden ihn wieder im Faust, bei Novalis, in Gerhart Hauptmanns Verfunkenr Glocke und vor allem auch bei Keller — kurz, immer da, wo die Dichter einer Gestalt ihr ganzes Herzblut geben oder doch geben möchten. So ist es wohl auch mehr als ein äußeres Zusammentreffen, wenn Wilhelm Speck den Helden seiner Dichtung „Zwei Seelen“ (Leipzig, Fr. Will. Grunow, 1904) Heinrich nennt. Und insbesondere mit Gottfried Kellers Grünem Heinrich liegt auch eine Artverwandtschaft vor, wenn sie auch nicht viel größer ist, als zwischen Menschen natürlich, die aus kümmerlichen, in keinem Sinne „normalen“ Verhältnissen herauswachsen und mit allen Anlagen zum Krüppel auf die Lebensreise geschickt werden. Denn das ist dieses Heinrichs Los. Und sein Sinken und Fallen, seine Einkehr und seine Läuterung sind des Buches Inhalt. Es ist bezeichnend, daß er die Zeit seiner innern Befreiung nicht als Heinrich, sondern durch eine Verkettung von Umständen unter dem Namen Reinhold erlebt, dem jeder geheimnisvolle Nebenklang fehlt. Und es ist — in sehr viel höherm Maße — symbolisch, daß der Prozeß der innern Befreiung äußerlich dazu führt, daß Heinrich-Reinhold Ketten und Kerker auf sich nimmt — freiwillig — bis zu seinem Tode.

Ich will von den Geschehnissen in diesem Roman, der ja allen Grenzbötenlesern bekannt ist, nicht weiter sprechen. Sie sind im ersten Teil sehr bunt und böten Stoff zu einem Kriminalromane von achtbarem Umfang; im zweiten Teil sind sie sehr einfach und schlicht. Aber die Menschen beider Teile stehn, ob sie lang oder kurz mit uns reden, wahr und scharf umrissen da. Vielleicht manchemal zu klar: denn z. B. Laurettens Vater erwarten wir gar nicht so eingehend geschildert zu finden. Das ist denn eine der wenigen Stellen des Bandes, die herausgestrichen werden könnte, ohne daß man sie vermisse. Sonst ist alles organisch gewachsen und geworden. Kein unechter, kein unreiner Ton liegt über der Erzählung.

Und wie groß ist die Kunst, die sich hier auslebt! Wie wundervoll gibt Speck die Schilderung des Gefängnisses, worin Heinrich seine Lebensgeschichte schreibt, gleich am Anfange. Nicht von innen heraus, sondern von außen her, von den Abendsonnenstrahlen und dem grünen Lindenschimmer, der eben noch hineindringt, von dem Vogelgesang, der tief unten erklingt. Nun wissen wir schon: das Haftzimmer liegt sehr hoch über einem Garten mit alten Bäumen, es liegt gen Westen. Aber Speck hält sich beim Ausmalen des Milieus nicht unnütz auf. Der Mensch ist ihm die Hauptsache. Und er weiß den ebenso klar zu machen, ebenso fein zu vergegenwärtigen wie seine Umgebung, wie insbesondere die Natur. „Ein Gewitter kann nur da entstehen, wo sich Menschen gegenüberstehn, in deren Wesen noch irgend etwas Verwandtes vorhanden ist, ein Schmerz, eine klagende Liebe, die noch in einem Winkel des Herzens ruht, aber emporschwebt, wenn ihre Stunde gekommen ist, und sich ausbreitet, dunkel und schwer wie die Wolken am Gewitterhimmel.“ Mit dem Wille des Gewitters wird hier begonnen, und zu ihm führt Speck wieder zurück. Er wendet diese Technik des Symbols öfters an, und reizvoll ist es insbesondere, wie die Sterne in dieses arme Menschenleben immer wieder hineinleuchten und auch hineinbrennen, in Traum und Wachen. Am großartigsten

aber wird diese Symbolik da, wo in der größten Kampfstunde seines Lebens Heinrich den Heiland neben sich fühlt. „Als stünde wirklich jemand vor mir, wehrte ich mit den Händen ab. . . Ich reckte mich empor, und mir wurde feierlich ums Herz, als ich nun in die Finsternis hinaussprach zu dem, den ich nicht sah, und von dessen Gerechtigkeit ich mich doch bedrängt wußte.“ In dieser Stunde sicht Heinrich den Kampf zwischen den zwei Seelen endgiltig aus, und alles andre ist nur noch Erfüllung dessen, was werden mußte.

Zwei Seelen. Nicht als Schmuck und Lockung, nicht als Verlegenheitstitel trägt die Dichtung diese Überschrift. Zuerst ahnen wir mehr den Zwiespalt in Heinrichs Innerem, als daß er ihm zum Bewußtsein kommt. Wie es Menschen geben soll, die früh schon in eines andern Klugen den Tod stehn sehen, so läßt der Dichter uns Wissende werden, ehe noch seine Gestalten selbst ihr Schicksal kennen. Er erzählt uns nicht von ihnen, aber er läßt sie kommen und gehn, wir möchten schon ihre Hände greifen und rufen: Halt! Sie aber eilen weiter, wie sie im Leben vorüberreilen, bis die Schicksalsstunde schlägt, wo auch sie selbst empfinden: Wohin treiben wir, und was treibt uns? In solcher Stunde erkennt sich Heinrich zum erstenmal: „Zwei Seelen! Die eine schaute auf zu himmlischen Höhen, über denen mein Stern stand und so wunderbar leuchtete. Und die andre wälzte sich hier im Rote! Sie haben sich immer im Wege gestanden, diese beiden Seelen, und sich gegenseitig verwirrt, und sie haben mir durch ihre gegensätzlichen Kräfte jedes Gelingen vereitelt, im Guten und im Bösen.“ Was Heinrich dann gelingt, als er den guten Kampf in sich auskämpft hat, ist freilich äußerlich so schwer, heischt so viel Entsagung und Überwindung, daß es schier über natürliche, schwache Menschenkraft geht. Und da ist es Specks große Kunst, dieses Ende so vorzubereiten, daß es, wie ich schon sagte, nur noch als die sozusagen gesetzmäßige, selbstverständliche Erfüllung erscheint. Der Streit im Herzen ist aus, Gott selbst ist zur Seite gestanden, wie es im Niederländischen Dankgebet heißt, und wie vorbedachte alltägliche Arbeit verrichtet der Sieger über sich selbst das, was doch so unsagbar schwer ist. Auch hier wieder eine tiefe und doch wie selbstverständlich angewandte Symbolik: ein Hauch von unschuldigen Kinderlippen ist das letzte, was er mit sich nimmt.

Was für Bilder findet dieser Kämpfer bei der Rückschau auf sein Leben! „Wenn ich jetzt auf diese Zeit zurückschäue, so sehe ich auf ein Bild ohne feste Formen, es verfließt alles in einem Dämmerchein und schwimmt durcheinander, ein Nebelbild an einem Novembertag, ein stilles, ödes Gewässer, und darüber eine weite, graue, wolkige Fläche, in die die Phantasie so gern die kühnen und kräftigen Linien eines aufsteigenden Gebirges einzeichnen möchte.“ Es ringt in Heinrich nach einem Entschlusse, aber die „von Traumlust eingehüllte Seele“ kann sich nicht von der Stelle regen, sondern „zittert nur wie das in einen Spinnensfaden verwickelte Insekt leise hin und her.“ „Ich sann — so heißt's gegen das Ende hin — oft darüber nach, wie es doch komme, daß ich wohl immer Augen für das Licht gehabt hatte, worin die Höhen der Erde leuchteten, während ich an dem Lichte, das über die Höhen der Menschheit wandelte, blind vorübergegangen war. Es rinnen stille Wasser, Tropfen auf Tropfen fällt

nieder, und jeder erfüllt seinen Zweck. Aber sie rinnen so leise und in solcher Verborgenheit, daß der, auf dessen Seele sie fallen, es kaum merkt, wie sich rings um ihn her das Erdreich löst.“ — Ist es möglich, sich solcher Poesie zu entziehen? Springen da nicht auch in uns Brunnen auf, die verschlossen waren, regt sich nicht in verborgnen Tiefen Kindessehnsucht und ein schluchzendes Lächeln? Können nicht Fragen wieder an, auf die wir nimmer Antwort fanden, und drängt es uns nicht, sie auch dem Lichte hinzuhalten, das „über die Höhen der Menschheit wandelt“?

Ich muß gestehn, daß ich mir ein größeres Maß von tiefer Christlichkeit im Bunde mit einem überaus verfeinerten Blick für die Welt und verklärt durch reife Künstlerschaft kaum vorstellen, Beispiele für ein gleiches schwer finden kann. Dabei ist von Jesus Christus selten die Rede, von seiner Lehre hier und da. Aber der Geist des ganzen Buches, der Ton der Dichtung ist so ganz auf verstehendes Christentum gestimmt, daß sich die Dinge, auch die trüben, schmutzigen, von einem Goldgrunde abzuheben scheinen, wie denn wohl italienische Meister gelegentlich das Christkind so gut wie das Vieh im Stalle vor einem golden schimmernden Hintergrunde malten. Es ist die verständnisvolle Liebe in diesem Werk, die des verlorenen Sohnes Vater dem Heimkehrenden zeigt, und die den braven Daheimgebliebenen in solches Erstaunen versetzt.

Es ist etwas Seltsames um ein unbekanntes Buch. Da liegt es in seinem frischen Gewande vor uns. Noch schweigen seine Lettern. Was willst du von mir? Was tust du für mich? Kommst du, eine müßige Stunde zu kürzen und dann vergessen zu werden? Oder willst du mich narren, indem dein Titel etwas verspricht, was dein Inhalt nicht leistet? Willst du mich an der einen oder der andern Stelle ergreifen, sonst aber langweilen oder abstoßen und dann auf Nimmerwiedersehen weggelegt werden? Oder kannst du mehr? Kannst du mich bewegen, mich aufrütteln oder mich lächeln machen? Kannst du mir ein Freund sein, zu dem ich wieder flüchte, den ich nicht vergesse?

Wilhelm Specks Buch gehört zu den letzten, die Freunde und Begleiter werden können und auch wohl wollen. Wollen auch? Freilich — und das ist ein weiterer Vorzug der Dichtung — von pädagogischem Wünschen und Mahnen ist gar nichts darin. Speck stellt seinen Bildersaal hin und sagt: Schau! Ob du was mitnimmst, ist deine Sache. Ich gebe dir, wozu der Gott in meiner Brust mich treibt. Specks Dichtung ist kein Werk der sogenannten Heimatkunst. Es spielt irgendwo in Mitteldeutschland — Leipzig ist der einzige vorkommende Ortsname —, dann weiter südlich in Bayern und in einem Alpendörfchen. „Lokaltöne“ und dergleichen fehlen. Das freut mich. Denn es zeigt, daß der deutsche Geist zu vielseitig ist, als daß er sich immer wieder in das Joch irgend einer „Richtung“ spannen ließe. Und insbesondere die als Mittel zur „Gesundung“ empfohlne Heimatkunst ist nichts als eine an sich völlig nichtsagende Redensart. Denn Gerhart Hauptmann war Heimatkünstler, als er seine ersten naturalistischen Dramen schrieb, und blieb es in der „Verfunkenen Glocke,“ deren Stil und „Richtung“ so weit vom „Sonnenaufgang“ abliegt. Fontane war es in seinen Berliner Romanen, Zillencron ist in vielen seiner Balladen und Novellen, und auch Stephan George kann den katholischen

Rheinländer romanischer Herkunft nicht verleugnen. Wenn so Dichter der verschiedensten Art hier und dort immer wieder Heimatlänge gaben, warum dann ein neues „Schlagwort,“ gut genug, unfruchtbares Schaffen mit einem freundlichen Mantel zu decken? Und darum freue ich mich, wenn sich wieder einmal zeigt, daß nicht von einer Seite her das Heil kommt, sondern daß, wie in Deutschland immer, die Freiheit des Einzelnen, die Individualität über Richtungen und Schlagbäume hinwegträgt. Wir wollen uns unsre Art und unsern Geschmack weder von den neuesten Berliner „Geschmäckerpfaffen“ vorschreiben lassen noch von denen, die überlaut „Los von Berlin!“ schreien und dafür im Thüringer Walde oder sonstwo ein neues literarisches Berlin gründen wollen.

Wilhelm Speck ist Gefängnisgeistlicher. Das evangelische Pfarrhaus, dem wir so viel verdanken, kann stolz sein, daß es uns auf einen Schlag zwei Dichter wie Grenssen und Speck beschert hat.

Heinrich Spiero



Eine Trojafahrt

Reiseerinnerungen von Friedrich Seiler

(Schluß)

4. Trojanische Ritte



it den Vorträgen, die Dörpfeld uns hielt, war unser Dienst keineswegs beendet; denn an den Nachmittagen wurden gemeinsam Ausflüge gemacht. Dörpfeld beteiligte sich daran nicht, sondern überließ die Leitung entweder Herrn Berger oder Herrn Thiersch, einem jungen Archäologen, der soeben die Ausgrabungen in Agina mitgemacht hatte. Er trug eine äginetische Kappe und äginetische Schuhe mit großen roten Quasten an der Spitze und wurde deshalb, wo er auch hinkam, von den Griechen nur „der Äginet“ genannt.

Den ersten Nachmittag machten wir nur einen kleinen Spaziergang zu Fuß, um die Mauern des hellenistischen Ilios abzuschreiten. Mauern gab es nun zwar hier nicht zu sehen, nur wenige in den Fels eingeschnittene Gräber. Statt dessen besuchten wir aber das Dorf Tschiblak, wo die türkische Regierung Tscherkessen angesiedelt hat, die sowohl bei der griechischen wie bei der türkischen Bevölkerung als Diebe und Räuber verrufen sind. Das Dorf selbst sah fast wie eine Festung aus, nur daß es statt von Mauern von einer dicken und hohen Dornenwehr umgeben war, über die hinweg man kaum die niedrigen, schilfbedeckten Dächer sah. Wütende Hunde erhoben schon bei unsrer Annäherung ein rasendes Gebell. Am Eingang des Dorfes erwarteten uns einige schlank gewachsene hübsche Bursche, und kleine Mädchen mit mandelförmigen Augen sahen uns neugierig-schmachtend an — die Tscherkessen sind ja als ein schöner Menschenschlag berühmt. Die Männer holten aus Lederbeuteln antike Münzen heraus, und bald entspann sich ein lebhafter Handelsverkehr. Denn manche von unsrer Gesellschaft sammelten eifrig und mochten sich diese günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen. Was nämlich in dieser weltabgelegnen Gegend angeboten wird, ist alles von den Leuten selbst gefunden und echt, und man kann manch hübsches Stück für einen verhältnismäßig billigen Preis erstehen. Einer der Tscherkessen bot eine feingearbeitete, kleine Goldmünze mit einer prachtvollen Gule an, die einer unsrer Herren gern für das Berliner Museum